

Die Furcht vor dem Schreiben

(Rede anlässlich der Verleihung des Italo-Svevo-Preises 2008)

Von Marie-Luise Scherer

Die erste Freude über diesen Preis hatte sich schnell verdunkelt, bereits am Telefon, als mir davon Mitteilung gemacht wurde, da ich mich schon über der Dankrede rauchen sah. Lieber hätte ich die Ausschmückung eines Hochaltars für Italo Svevo übernommen, wäre mit Führen von Blumen angetreten und hätte auch die Vasen mitgebracht. Auf mein erwachsenes Leben zurückblickend, so war es geprägt durch die Furcht vor dem Schreiben, durch sein Hinauszögern und das daraus erwachsene Unglück der Arbeitsschulden. Oft erschien mir das Menetekel des Schriftstellers Robert Wolfgang Schnell, dass nur derjenige schreiben soll, der es auch in einer lärmgefüllten Küche vermag und - in Ermangelung eines geeigneteren Platzes - am Fensterbrett stehend einen Roman zu Ende bringt. Das nun möchte ich mit drei Beispielen widerlegen. Das Erste: Eine Frau, seit einem halben Jahrhundert mit einem Dichter verheiratet, diesen auch ernährend, weiß außer den Titeln seiner Bücher eigentlich nur, dass ihm nach Alkohol der Kaffee säuert, dass er mit doppeltem Kopfkeil nach Westen schlafen muss, im Winter bei heruntergezogenen Schnapprollo nur im Südzimmer und im Sommer bei unverhängtem Fenster nur im Nordzimmer schreiben kann. Während seiner drängendsten Arbeitsphasen teilt sich die Frau, da es kein Ostzimmer gibt, eine fensterlose Kammer mit einem Bügelbrett. Sie ist still anwesend beim Servieren eines Getränkes, sonst rufbereit abwesend. Ihr Mann, als Dichter eine schmerzberaubende, nie vernarbende Wunde, jemand, der über die Entschiedenheit des Knicks in einer Zigarettenkippe einen Vers zu schreiben imstande ist, widmet ihr seine Bücher mit einem Lob ihrer Geduld.

Beispiel zwei: Der frisch verliebte Schriftsteller nahm die eroberte Frau in seine Kate auf Gomera mit. Er hatte sich schnell auf der schattigen Terrasse installiert und ein Blatt eingespannt. Die Frau lag außerhalb seines Schattenplatzes und sonnte sich. Natürlich schwieg sie, während er tippte. Doch einmal, in eine Pause hinein, rief sie zutraulich seinen Namen, worauf er winkte, ohne aufzusehen. Zum Abend hatte sie gekocht. Als er gesättigt im Stuhl nach vorne rutschte, gab er eine Gebrauchsanweisung für die gemeinsamen Inselwochen: Kein Sonnenbad im Radius der Terrasse, keine Lautkundgebung, bis zum Abend wünsche er sie unsichtbar. Kurz: Die Frau weinte und packte. Während er sie zum Flughafen fuhr, beklagte er den Verlust eines Arbeitstages.

Das dritte Beispiel liegt außerhalb solcher Ansprüche. Der Schriftsteller, ein Freund von mir, kam mich der Ruhe wegen auf dem Land besuchen. Er wollte im Freien schreiben und hatte seine elektrische Maschine mitgebracht. Wir trugen Stuhl und Tisch unter die Kastanie im äußersten Winkel des Gartens. Eine Verlängerungsschnur musste her, und ich bat meine Nachbarn um ihre Kabeltrommel. Der Schriftsteller ruckelte auf dem Stuhl, bis er standfest schien. Die Tischbeine ließen sich leicht in die Wiese drücken. Er steckte sie noch einige Male korrigierend um, bis er eine gerade Arbeitsfläche hatte. Dann reckte er die Arme aus dem Sommerhemd und rieb sich die Hände.

Er wirkte glücklich unter den strammen roten Kerzen der Kastanie. Auf dem Markt der Bücher galt er als Gewesener. Schon das allzu sachte Klopfen an den Türen der Verlagsvorzimmer verriet seine Bedürftigkeit. Und gelangte er einmal bis zur Tür eines Büchergottes, geriet ihm sein Klopfen nur noch zu einem Auftupfen des Fingerknöchels.

Ich hielt mich im Haus auf und glaubte ein Niedergehen von Tasten zu hören. Doch als ich aus dem Fenster sah, zog er sein Blatt schon wieder aus der Walze. Vorbei!

Was nun mein Schreiben betrifft, so warte ich auf Bedingungen, welche sich ohne mein Zutun einstellen müssten, innere oder äußere, auf eine Stille, die es in der belebten Welt gar nicht geben kann, auf eine hüpfende Lust oder eine unwetterartige Heimsuchung von Schaffensdrang, um endlich anzufangen.

Ich halte mich gern mit der Vorbereitung des Schreibens auf, lasse die Maschine säubern. Das "O" ist verschmutzt, oder es schlägt ein Loch ins Papier. Danach ziehe ich die Staubhaube über die Maschine, ein nach ihren Maßen gefertigtes Gummituch. Schließlich steht sie da wie ein Sarkophag, der Stille gebietet.

Als ich kürzlich an einer Koppel vorbeispazierte, sah ich ein Pferd, das vollkommen bekleidet war, über den Augen einen gebauschten schwarzen Schleier, darunter ein braunes Stoffetui knapp bis zum Maul, mit dem es graste. Der den Leib rundum bedeckende Stoff reichte bis in die Hälfte seines Schweifes, der dadurch nicht mehr um sich schlagen konnte. Ich studierte die Aussparungen dieses Pferdekleides, bückte mich, um zu sehen, ob es ein männliches Tier sei, und sein Wasserlassen nicht behindert wäre. Danach ging mein Blick auf die hintere Notdurftzone, dorthin, wo der Pferdekennner von der Schwanzrübe spricht, welche sich leicht anhebt, bevor die Äpfel fallen. Im Modell dieses Pferdekleides war aber all dies bedacht. Ich fragte das Mädchen, das auf der Koppel die Wassereimer füllte, nach dem Grund der widernatürlichen Verhüllung. Das Pferd, sagte es, leide unter einer Insektenallergie und reibe sich blutig an den Bäumen. Ich dachte dabei an das Gummituch über meiner Schreibmaschine, das ohne Attacken von Insekten jederzeit abzunehmen wäre.

Italo Svevo schreibt: "Außerhalb der Feder gibt es kein Heil!" Dem muss ich leider zustimmen, da ich nun mal in den Schreibberuf hineingeraten bin, wie ein anderer, der sich ursprünglich als Springreiter geträumt haben mag, in der Schafzucht stecken blieb.

Man rät mir zu mehr Unbedenklichkeit. Einfach loszuschreiben, Feinheiten später! Kunst erst beim vierten oder fünften Durchgang! Ich blättere in den gepriesenen Büchern. Die Lockerheit der Meister ist bedrohlich, wie hingeschlenkert mörtellos gefügte Sätze. Einmal ließ ich mich ermuntern durch den Kapitelanfang eines vielleicht nicht allzu großen Meisters. Er lautete: "Singapur, 12 Uhr 30 Ortszeit, mir steckt der Flug noch in den Knochen." Also schrieb ich in meinem thematischen Zusammenhang: "Frühsommerlicher Morgen, das Zwitschern der Vögel, ihr Frohsinn beschämt mich." Es sollte ein Vorstoß sein, das Beiseiteräumen einer Schranke, die Geburtseinleitung für flüssige Sätze. Ich hatte es am Ende einer bis dahin ergebnislosen Sitzung hingeschrieben. Das Zwitschern der Vögel und ihr beschämender Frohsinn waren das ermattete Beschließen einer Tagesfron.

Hierzu fällt mir eine Episode aus meinen Mädchenjahren ein. Ich strickte mit vier Nadeln an einem weißen Strumpf für die Handarbeitsstunde, wobei meine Großmutter mir über die Klippe der Ferse hinweghalf. Danach gelangte ich wieder auf die unkomplizierte Strecke der Sohle, die sich irgendwann zu einer Spitze hätte verjüngen müssen, für die ich ebenfalls auf die Hilfe meiner Großmutter setzte. Ich erwartete ihre Rückkunft von einer Beerdigung, und als sie auftauchte, hatte das Schlauchstück der Sohle schon jedes Längenmaß überschritten, in das der Fuß eines menschlichen Lebewesens gepasst hätte, zumal eines, das weiße Söckchen trägt. Über dem Warten war die Sohle ein vom Schweiß der Anspannung schmutziger Rüssel

geworden. Auch die schließlich gestrickte Spitze rettete die Tragbarkeit dieses Strumpfes nicht. Ich vernähte den letzten Faden, was mich natürlich nicht glücklich machte.

Wie das schmäbliche Vernähen des Fadens empfand ich das fröhliche Vogelzwitschern, sodass ich anderntags das Arbeitszimmer nicht betrat, als erwartete mich der Anblick einer toten Katze in meiner Regentonne.

Um das Kleinmütige der Bekenntnisse über mein Schreiben etwas abzumildern, möchte ich meinen Notizenfleiß anführen. Ich mache Notizen, wo ich gehe, stehe und sitze. In jeder Jacke steckt ein Zettel mit Stift. Ich steige vom Fahrrad und beschreibe eine Biberburg aus filigranen, fast japanisch transparent verbauten Hölzchen und lasse die Architekten mit wasserschweren Schwänzen in ihrer Burg verschwinden. Das fällt mir leicht, da ich es nicht in die Maschine schreibe. Denn an der Maschine befällt mich das Ungenügen. Über der Entscheidung, eine Strickjacke blau oder bläulich zu nennen, kann ich eine ganze Nacht zubringen.

Ich sitze mit einem virtuoseren Erzähler am Tisch und lache begeistert, bis mein Blick auf seinen Daumen fällt. Der Daumen ist affenartig hoch angesetzt und reicht, wenn er ihn anlegt, bei weitem nicht an die Wurzel des Zeigefingers heran. Ich verliere mich in diesen Anblick, höre dem Mann nicht mehr zu, sondern greife nach einem Bierfilz und notiere die Entfernung des Daumens zum Handteller. In ähnlicher Selbstvergessenheit erfasse ich schöne Gebisse. Jemand spricht zu mir, während seine tadellosen Zähne sozusagen in meine Aufmerksamkeit hineinbeißen. Ein anderes Mal sind es Eckzähne von rudimentärer Kräftigkeit, die sich beim bloßen Hinsehen zu Reißzähnen verlängern.

Ich sollte jetzt die Zähne stecken lassen, wo sie stecken. Doch einer steckte gar nicht, sondern lag, als habe ihn der Gaumen aussortiert, wie ein Körnchen Suppenreis schräg auf der Oberlippe. Sie sehen, ich habe so manchen Knopf, zu dem nur noch der Mantel fehlt. Ich glaube sogar, aus Furcht vor dem eigentlichen Schreiben, an einem Notizenwahn zu leiden, der mich aus der Gesamtheit des Alltags reißt.

Meine Schreibmaschine steht in einer Brandung aus Zetteln. Kürzlich griff ich nach einem mit der weit zurückliegenden Beobachtung einer Frau in New York. Sie war knochenart wie ein Seepferdchen, fast gläsern, ein verwöhntes Geschöpf, das sich bei Tiffany's schwere Geschmeide umhängen ließ. Voraussichtlich wird diese Seepferdchen-Frau nie ein Unterkommen finden in einem meiner Texte. Hingegen will ich schon seit zwanzig Jahren einen alten Mann bedenken, ein Held für Svevo und leider nicht für mich, da mir das Zutrauen fehlt für eine tragende Handlung. Er winkte aus einem Zugabteil, und sein Winken war nicht elastisch. Es wirkte haltlos, als wolle er Wasser von der Hand abschütteln. Die Finger tendierten in eine Schräge, die ich inzwischen auch bei mir feststelle.

Und noch etwas über die Altershand aus meinen Notizen: 1979, auf der Trauerfeier für den Dichter Nicolas Born in der Kirche zu Damnatz, dem Dorf, in dem ich lebe, kämpfte ein Bauer beim Ave Maria mit den Tränen. Ich saß hinter ihm und sah wie sein Zeigefinger immer wieder die Träne verpasste.

Ich bin nur Leserin und unfähig für jedwede literaturwissenschaftliche Einlassung. Den erhebungslosen, von Mord und Totschlag freien Geschehnissen bei Italo Svevo, der seine müßiggehenden Helden gleichzeitig bis zur Magma, dem Glühkern ihrer Existenz, hinabdenken lässt, folge ich lustvoll. Berührungspunkte zwischen seinen Protagonisten und mir hüte ich mich, zuzugeben.

Einmal heißt es beim Anblick eines schönen jungen Mädchens, bei dem sich der Held noch Chancen ausgerechnet hatte: "Doch sofort hörte ich wieder auf zu lächeln, weil mir einfiel, dass dabei all das Gold in meinem Munde sichtbar wurde."

Fast alle Helden Svevos befinden sich noch am Vorabend des eigentlichen Alters, bedienen aber schon das Greisentum. Wie Vitamine verschreiben sie sich Liebe mit käuflichen jungen Frauen und erleben die Familie als "Fluch und Fluchtpunkt" (Jochen Schimmang). Svevos Helden könnten nicht weiblich sein, zumindest nicht nach dem Selbstverständnis meiner Generation. Sind sie kokett, erwarten Frauen meines Jahrgangs höchstens einen ungläubigen Aufschrei, wenn sie ihr Alter nennen. So bescheide ich mich, nur einen Berührungspunkt mit Svevo zu haben: das Rauchen, seinem Abschwören und dem Weiterräumen. Die Initialen L. Z. für "letzte Zigarette" stoßen wie vorlaute Keimlinge aus seinen Texten hervor. Es gibt Fotos, auf denen er sie mit der Glut nach hinten hält wie ein pausierender Kellner. Oder er trägt sie hinters Ohr geklemmt, wie es in den Straßenbahnen meiner Kindheit, als es noch den Galoppwechsler gab, die Schaffnerinnen taten.

Auf dem Markt der Bücher galt er als Gewesener.

Die Lockerheit der Meister ist bedrohlich.